

... und Ihre Sprache?

Über die Schwierigkeiten, eine scheinbar einfache Frage zu beantworten

Brigitta Busch

Zusammenfassung

Der erste Teil des Beitrags beschäftigt sich am Beispiel der österreichischen Bevölkerungsstatistik mit der Frage, wie Kategorien sprachlicher Zugehörigkeit definiert und benannt werden, welche sprachideologischen Hierarchisierungen dahinter stehen und warum es SprecherInnen oft schwer fällt, sich solchen voretablierten Kategorien zuzuordnen. Der zweite Teil nimmt eine Perspektivenumkehr vor.

Nicht mehr die Vorstellung von Sprachen als voneinander getrennte Einheiten bildet den Ausgangspunkt, sondern das persönliche Sprachrepertoire, das im biographischen Verlauf abhängig von unterschiedlichen sozialen und politischen Kontexten und persönlichem Erleben einer ständigen Veränderung unterworfen ist und situationsbedingt unterschiedlich dargestellt und zum Ausdruck gebracht werden kann. Angesprochen werden in diesem Zusammenhang auch aktuelle Themen der Mehrsprachigkeitsforschung wie Sprache und Macht, Sprache und Emotion, Sprache und Trauma.

Einleitung

Die Frage nach der Sprache gehört zu den Standardfragen, mit denen eine Person, in informellen Kontexten ebenso wie in offiziellen, immer wieder konfrontiert wird. Ob nach der Muttersprache, der Umgangssprache, der Erstsprache oder der Sprache, die man am besten beherrscht, gefragt wird, meistens erwartet der oder die Fragende eine möglichst eindeutige Antwort, mit der sich das Gegenüber besser identifizieren oder zuordnen lässt. Die Frage zielt

darauf ab, Zuschreibungen vorzunehmen, aus welchem geographischen Raum jemand stammt und welche nationale oder ethnische Zugehörigkeit er oder sie besitzt, aber auch sprachliche Bedürfnisse zu erheben, zum Beispiel im Hinblick auf Angebote wie Dolmetschen, Deutschförderunterricht, muttersprachlichen Unterricht usw. Oft geht es - wie im Asylverfahren - um beides: Angaben zur Sprache sollen dazu beitragen, AntragstellerInnen besser zu identifizieren, allenfalls auch die Glaubwürdigkeit ihrer Angaben zu überprüfen, und sie sollen die Kommunikation im Verfahren sicherstellen. In diesem Artikel möchte ich aufzeigen, dass der scheinbar einfachen Frage nach der Sprache bereits eine Reihe stillschweigender Annahmen zugrunde liegt, nämlich darüber, was als Sprache gilt, und darüber, dass die monolingual gedachte Gleichsetzung 'eine Person, eine Sprache' allgemeine Gültigkeit besitzt. Der Beitrag will dazu einladen, solche in bestimmten historischen Kontexten produzierten und reproduzierten, sprachideologischen Vorannahmen kritisch zu hinterfragen, und eine Perspektivenumkehr vorzunehmen: nicht die Sprachen als vorgefertigte Kategorien in den Mittelpunkt zu stellen, sondern die SprecherInnen mit ihren eigenen Lebenswelten, Lebensgeschichten und sprachlichen Repertoires.

1 Sprachen zählen und wegzählen

1. 1 Sprachideologien am Beispiel der österreichischen Bevölkerungsstatistik

Die österreichische Bevölkerungsstatistik weist für den letzten Zensus unter der Rubrik „Bevölkerung 2001 nach Geburtsland“ 24.480 Personen aus, die in einem afrikanischen Land geboren sind. Davon entfällt etwas mehr als die Hälfte auf die Kategorie „Nordafrika“, während 11.480 Personen in der Kategorie „Übriges Afrika“ gezählt werden (vgl. Statistik Austria 2007a). Die Zensusauswertung „Bevölkerung 2001 nach Umgangssprache“ führt unter der Kategorie „Afrikanische Sprachen“ die zwei Unterkategorien „Arabisch“ und „sonstige afrikanische Sprachen“. Die Kategorie „Afrikanische Sprachen“ zählt 19.408 Personen, in der Unterkategorie „Arabisch“ werden 17.592 SprecherInnen angeführt und für „sonstige afrikanische Sprachen“ werden 1.816 Personen genannt (vgl. Statistik Austria 2007b). Setzt man diese Zahlen in Korrelation, so drängt sich zuallererst die Frage auf, woher die Diskrepanz rührt, dass für 11.480 Personen ein afrikanisches Land südlich der Sahara als Geburtsland ausgewiesen wird, während nur 1.816 Personen als SprecherInnen einer

afrikanischen Sprache, die nicht Arabisch ist, gezählt werden. Das würde den Schluss nahelegen, dass nur etwa 16 % der südlich der Sahara geborenen in Österreich lebenden Personen eine afrikanische Sprache sprechen. Das ist, wenn man die auf dem afrikanischen Kontinent vorherrschende lebensweltliche Mehrsprachigkeit in Betracht zieht, gänzlich unplausibel. Das Missverhältnis lässt sich nur erklären, wenn die Art der Zählung und die ihr zugrunde liegenden Kategorien genauer in Augenschein genommen werden. Es ist sinnvoll, das im Detail nachzuvollziehen, weil daran sichtbar wird, welche Sprachideologien zum Tragen kommen und zu welchen Fehlschlüssen es verleiten kann, wenn Menschen voretablierten Sprachkategorien zugeordnet werden.

Erhoben wurde in der Volkszählung 2001 die Umgangssprache, wobei ausdrücklich die Nennung mehrerer Sprachen zulässig war. Zum Ankreuzen vorgegeben waren im Fragebogen, der für den Zensus zur Anwendung kam, „deutsch, burgenland-kroatisch, romanes, tschechisch, slowakisch, ungarisch, slowenisch, kroatisch, serbisch, türkisch“. Zusätzlich war eine Zeile vorhanden, in die andere Sprachen eingetragen werden konnten. Als Antwortmöglichkeit vorgegeben waren also die in Österreich anerkannten Volksgruppensprachen und Sprachen von 'traditionellen' Migrantengruppen. In den Erläuterungen zu Frage 6, der Frage nach der Umgangssprache, heißt es:

„Geben Sie bitte jene Sprache (auch mehrere Sprachen) an, die Sie gewöhnlich im privaten Bereich (Familie, Verwandte, Freunde usw.) sprechen. Fremdsprachenkenntnisse sind hier nicht anzugeben. Bei Personen, die (noch) nicht sprechen können, wird die in ihrer Familie gesprochene Umgangssprache angeführt.“

Interessant ist, dass hier 'Umgangssprache(n)' ausschließlich als im privaten Familienbereich verwendete Sprache(n) definiert werden und dass im Alltag verwendete Sprachen, die durchaus eine große Wichtigkeit im Sprachrepertoire des Einzelnen ausmachen können, wie etwa in der Schule oder im Beruf verwendete Sprachen, nicht inkludiert sind. Es handelt sich also eigentlich implizit um eine Frage nach ethnisch-nationalen Zugehörigkeiten.

Die Auswertung der Volkszählung 2001 nach Umgangssprachen weist keine Zahlen für Personen aus, die mehrere Sprachen als Umgangssprachen angegeben haben, sondern nimmt eindeutige Zuschreibungen vor: Mehrsprachige Personen erscheinen sozusagen als einsprachige. Zwar waren Mehrfachangaben zulässig, aber, so wird in den Metainformationen zur Volkszählung (vgl. Statistik Austria o. J.: 5) erläutert: „Mehrfachangaben wurden

nur ausgewertet, wenn eine nichtdeutsche Sprache und Deutsch markiert waren.“ Mit anderen Worten: Im Fall mehrerer nicht-deutscher Sprachen wurde nur eine davon tatsächlich ausgewertet. Doppelangaben mit Deutsch wurden der Kategorie „Nichtdeutsche Umgangssprachen“ zugeschlagen.

In der Darstellung der Statistik werden mehrere Sprachen zu Obergruppen zusammengefasst. Abbildung 1 zeigt in fetter Schrift die acht Obergruppen, darunter jene, die als „Afrikanische Sprachen“ bezeichnet ist.

Bevölkerung 2001 nach Umgangssprache	
Ausschließlich Deutsch	
Sprachen der anerkannten österr. Volksgruppen	
Sprachen des ehem. Jugoslawien und der Türkei	
Englisch, Französisch, Italienisch	
Sonstige europäische Sprachen	
Afrikanische Sprachen	19 408
Arabisch	17 592
sonstige afrikanische Sprachen	1 816
Asiatische Sprachen	
Andere Sprachen, unbekannt	

Tabelle 1: Quelle: Statistik Austria, Volkszählung 2001. Erstellt am 1.6.2007 (Auszug)

Aus der Liste der Obergruppen kann man schließen, dass es hier um eine Kategorienbildung geht, die sowohl den Sprachstatus (z. B. anerkannte Volksgruppensprachen), als auch den historischen Kontext der Migrationsgeschichte (Sprachen des ehem. Jugoslawien und der Türkei), aber auch die Position auf dem österreichischen Sprachmarkt und Sprachideologien spiegelt. Nur aus solchen Überlegungen und nicht aus der numerischen Größe oder der geographischen Lage lässt sich die von den „sonstigen europäischen Sprachen“ abgesetzte Kategorie der prestigereichen und in Österreich als Fremdsprachen beliebten Sprachen „Englisch, Französisch, Italienisch“ erklären. Wie stark mit der Erhebung der Umgangssprache ethnische bzw. nationale Herkunft mitgedacht wird, zeigen Denominationen einzelner Sprachen, die in der unterhalb der acht Oberkategorien gelegenen Ebene angeführt werden: So steht beispielsweise Holländisch für Niederländisch oder Indisch für eine Reihe

von Sprachen, die Hindi einschließen. Interessant für unsere Fragestellung ist, dass alle, die Arabisch (auch) als Umgangssprache angegeben haben, unter der Oberkategorie „afrikanische Sprache“ geführt werden, egal ob sie bzw. ihre Familie aus Nordafrika stammen oder etwa von der Arabischen Halbinsel. Arabisch ist zwar eine der sechs offiziellen Sprachen der Afrikanischen Union und dient in Nordafrika und einigen anderen afrikanischen Ländern als wichtige Verkehrssprache, aber alle Arabisch-SprecherInnen gleichsam dem afrikanischen Kontinent zuzuordnen ist mehr als problematisch. Dass die StatistikerInnen Arabisch dennoch samt und sonders den afrikanischen Sprachen zugeschlagen haben, mag vielleicht daran liegen, dass ägyptische Staatsangehörige beginnend mit den 1970er Jahren die größte Gruppe von MigrantInnen aus einem einzelnen afrikanischen Staat stellten. 2001 lebten 5.100 Personen mit ägyptischer Staatsangehörigkeit in Österreich (vgl. Münz et al. 2003: 42). Die relativ große Zahl Arabischsprachiger erklärt allerdings nicht, warum nur 1.816 Personen mit einer 'sonstigen afrikanischen Sprache' gezählt wurden.

Der Grund dafür liegt vielmehr darin, dass im Zuge des statistischen Auswertungsverfahrens gewisse Sprachen sozusagen weggezählt werden. In der Zensuserhebung war zwar die Nennung mehrerer Umgangssprachen möglich, es konnte aber von den Gezählten keine Reihung oder Wertung vorgenommen werden, sondern die Entscheidung, welcher Sprache eine Person zugeordnet wurde, erfolgte unter Anwendung einer hierarchischen Rangliste: „Bei zwei oder mehreren nichtdeutschen Sprachen wurde nur eine Angabe ausgewertet (hier kam in der Aufarbeitung eine Rangordnungstabelle zum Einsatz).“ (Statistik Austria o. J.: 5).

Die Tabelle, nach der Zuordnung und Reihung erfolgte, wird im Benutzerhandbuch wiedergegeben (vgl. Statistik Austria 2007c: 209):

Umgangssprache: Grundgliederung			
1	Deutsch		
2	Burgenland-Kroatisch	55	Burgenland-Kroatisch und Deutsch
3	Romanès	56	Romanès und Deutsch
...			
15	Englisch	68	Englisch und Deutsch
16	Französisch	69	Französisch und Deutsch
...			
35	Arabisch	88	Arabisch und Deutsch
36	Suaheli	89	Suaheli und Deutsch
37	Westafrikan. Eingeborenensprachen	90	Westafrik. Eingeborenenspr. u. Deutsch
38	Afrikanische Sprachen sonstige	91	Afrikan. Sprachen sonst. u. Deutsch
...			
53	Indianersprachen	106	Indianersprachen und Deutsch
54	Weltsprachen sonstige	107	Weltsprachen sonstige und Deutsch
		108	Unbekannt

Tabelle 2: Rangordnungstabelle aus dem Benutzerhandbuch zur Volkszählung 2001 (Auszug)

Diese Liste erfasst durchnummeriert von 1 bis 108 Sprachen bzw. Sprachenpaare in Kombination mit Deutsch. Die hierarchische Reihung beginnt mit Deutsch (Nr. 1) und setzt fort mit den österreichischen Volksgruppensprachen (jeweils allein oder in Kombination mit Deutsch), geht von den so genannten „europäische Sprachen“ wie Englisch, Französisch etc. zu jenen über, die den außereuropäischen zugerechnet werden. Es geht also von Sprachen, die aus irgendeinem Grund als 'naheliegender' empfunden werden, zu jenen, die als 'fremder' gesehen werden und endet schließlich bei „unbekannt“. Termini wie „westafrikanische Eingeborenensprachen“ oder „Indianersprachen“ zeugen von einem Sprachgebrauch, der stark sprachideologisch gefärbt ist.

Nehmen wir nun das hypothetische Beispiel einer Person, die in Mali geboren, mit Bambara und Französisch aufgewachsen ist und heute in Österreich lebt. Hat sie beim Zensus Bambara, Französisch und Deutsch als Umgangssprachen

angegeben, so wird Bambara der Kategorie „westafrikanische Eingeborenensprachen“ (Nr. 38) zugeordnet, Französisch befindet sich mit Nummer 16 weiter oben in der Liste, also wird Bambara in der Auswertung fallengelassen, und die Person wird mit dem verbleibenden Sprachenpaar Französisch-Deutsch der Kategorie Französisch zugeschlagen. Ähnlich wäre es mit einem der ca. 2.700 nigerianischen Staatsangehörigen mit Wohnsitz in Österreich (vgl. Statistik Austria 2007a): Eine Angabe „Yoruba, Igbo, Englisch, Deutsch“ etwa erschiene in der Statistik nicht unter „westafrikanische Eingeborenensprachen und Deutsch“, sondern unter „Englisch und Deutsch“. Letztlich sagt die in der Statistik ausgewiesene Zahl von 1.816 SprecherInnen afrikanischer Sprachen also nichts darüber aus, wie viele Menschen in Österreich tatsächlich afrikanische Sprachen im Alltag sprechen, es ist sozusagen nur eine 'nicht bereinigte' Restkategorie. Oder anders gesagt, nur Angaben solcher Personen, die eine afrikanische Sprache als Bestandteil ihres Repertoires genannt und keine ehemalige Kolonialsprache – laut Zähllogik „europäische Sprache“ – wie Englisch, Französisch oder Portugiesisch – angegeben haben, scheinen unter „afrikanische Sprachen sonstige“ in der Zählungsauswertung als SprecherInnen afrikanischer Sprachen auf. Angesichts dessen, dass das Schulsystem in den meisten afrikanischen Ländern den ehemaligen Kolonialsprachen einen zentralen Platz zuweist, hat diese Konstellation nur geringe Wahrscheinlichkeit. In der Logik der österreichischen Zählung mit ihrer Rangordnung werden die afrikanischen Sprachen im österreichischen Kontext gleichsam zu einer vernachlässigbaren Größe reduziert, für die die Sammelkategorien „Eingeborenensprachen“ und „sonstige“ stehen.

1. 2 Die Macht des Benennens

Dominique Arel (2002) geht der Frage nach, wie sich in Zensuserhebungen die Sprachfrage entwickelt hat. Er zeigt auf, dass auf dem internationalen Statistikkongress in Wien im Jahr 1857 die Frage, ob ethnische/nationale Identität erhoben werden solle, erstmals breiter diskutiert wurde. Eine direkte Frage nach Selbstzuschreibungen wurde verworfen und Sprache als der verlässlichste und „objektive“ Marker für Zugehörigkeit identifiziert. Daraus resultierte die Empfehlung, eine Frage nach der Umgangssprache („langue parlée“, französisch im Original) in den Zensus aufzunehmen (vgl. ebd.: 95). Ausgehend von der Annahme, dass für jeden Menschen eine einzige Sprache die dominante sei, vermied man hybride Kategorien und reihte auch Personen, die

zwei oder mehr Sprachen nannten, als monolingual ein (vgl. ebd.: 98). Obwohl die aktuellen Empfehlungen der UN Kommission zum Zensus 2010 dezidiert auch Fragen nach den am häufigsten gebrauchten Sprachen oder Fragen nach der Selbsteinschätzung von Sprachkompetenzen in bestimmten Sprachen vorsehen, ist das Konzept, via (Mutter-)Sprache ethnische/nationale Zugehörigkeiten zu erheben, nach wie vor wirksam (vgl. United Nations 2006: §430-436).

Das Zählen und Klassifizieren begann in den nachmaligen Kolonien mit der Ankunft der ersten Abenteurer und Ethnographen und intensivte sich mit der tatsächlichen Kolonisierung, schreibt Peter Uvin (2002: 149) in einem Artikel, der sich mit „Zählen, Kategorisieren und Gewalt in Ruanda und Burundi“ beschäftigt. Für die flächendeckende Bevölkerungserhebung zum Zweck der Steuereintreibung zur Finanzierung des kolonialen Systems wurden Soldaten und Polizisten eingesetzt. Die Bevölkerung reagierte häufig mit Misstrauen und Angst. Im kolonialen System wurden die Zensuskategorien nicht – wie in Europa bereits üblich – mit den sozialen Gruppen ausgehandelt, sondern aus europäische-kolonialer Werte konstituiert, aufgezwungen und mit Rassenideologien aufgeladen. Das koloniale Projekt, die Bevölkerung in essentialisierte Gruppen aufzuspalten, simplifizierte und verfestigte, was zuvor flüssigere, komplexe und sozial eingebettete Kategorien gewesen waren. Durch ihre Benennung (*naming*) wurden Kategorien und soziale Identitäten erst als solche geschaffen, soziale Durchlässigkeit und Mobilität dagegen reduziert oder blockiert (vgl. ebd.: 160).

Arjun Appadurai (2009: 74) zählt „[...] das Vorhandensein von Volkszählungsinstrumenten und -techniken, durch die sich bestimmte registrierte Gemeinschaften darin bestärkt sehen können, zum Maßstab für die Idee von Gemeinschaft an sich zu werden“ zu den Voraussetzungen, unter denen gewaltsame ethnische Konflikte entstehen können. Minderheiten und Mehrheiten sieht er als eine Erfindung jüngerer Datums und untrennbar mit Vorstellungen von Nationen, Bevölkerungsgruppen, Repräsentation und Registrierung verbunden. Die Techniken des Zählens, Klassifizierens zum Zweck der politischen Teilhabe wurden mit der Verbreitung des modernen Nationalstaats zu universellen Vorstellungen (vgl. ebd.: 65). Angesichts wachsender Flüchtlingsströme und rasanter Migration droht die Frage, wie viele Personen dieser oder jener Kategorie tatsächlich in einem gegebenen Territorium leben, folgendermaßen neu interpretiert zu werden: „Wie viele von 'den

Anderen' sind schon unter uns?“ (vgl. ebd.: 18).

Klassifizierungen beginnen mit der Benennung von Kategorien, die, einmal etabliert, ihrerseits Macht über die 'Lebenswelt' gewinnen, diese als soziale Wirklichkeit konstruieren. So konnte im Rahmen einer Aktionsforschung an einer Schule in einem der so genannten Cape Flats Viertel in Kapstadt festgemacht werden, wie Kinder, deren Lebenswelten durchwegs mehrsprachig sind, durch die Schule als entweder dem Afrikaans oder dem Englischen zugehörig konstituiert wurden und wie diese sprachideologische Kategorisierung in der Folge im Schulalltag als Konflikt zwischen zwei Sprachgruppen ausgetragen wurde (vgl. Busch 2010).

Sprachideologisch geprägt ist, wie Jan Blommaert (2006: 512) zeigt, bereits das Verständnis, das der Vorstellung klar voneinander abgrenzbarer Sprachen zugrunde liegt:

„In fact, the existence of 'language' and 'languages' – objects that are countable and have a name, such as English, Zulu, or Japanese – is a powerful language-ideological effect, the result of a long historical process of construction and elaboration of a metaphysics of mind vs. world [...].“

Pierre Bourdieu (1990: 94) erinnert am Beispiel regionalistischer Strömungen daran, dass auch sogenannte 'objektive Kriterien' wie Sprache, Dialekt oder Akzent

„[...] Gegenstand *mentaler Repräsentationen* sind, das heißt Gegenstand von Wahrnehmungs- und Bewertungs-, Erkenntnis- und Anerkennnisakten, in die die Akteure ihre Interessen und Voraussetzungen hineintragen, und von *gegenständlichen Repräsentationen* in Dingen (Emblemen, Fahnen, Insignien usw.) oder Handlungen, interessegeleiteten Strategien der symbolischen Manipulation, mit denen sie (mentalen) Repräsentationen festgelegt werden sollen [...].“ (Hervorhebung im Original)

Eine bestimmte Vision gegenüber einer anderen durchzusetzen ist demnach eine Frage gesellschaftlicher Macht, die darin besteht, etwas zu benennen, und dem Benannten Wirksamkeit zu verschaffen:

„Jener Akt sozialer Magie, der in dem Versuch besteht, dem Benannten Existenz zu verleihen, kann gelingen, wenn derjenige, der ihn vollzieht, der Macht seines Wortes – die er sich durch Usurpierung einstweilen oder endgültig anmaßt – Anerkennung verschaffen kann, der Macht, eine neue Vorstellung (*vision*) und eine neue Gliederung (*division*) der sozialen Welt durchzusetzen [...].“ (ebd.: 98, Hervorhebung im Original)

Durch Benennen etwas zu schaffen impliziert auch das Gegenteil, nämlich die Weigerung zu benennen, das Nicht-Wahrnehmen. Das statistische 'Wegzählen', wie es weiter oben aufgezeigt wurde, trägt dazu bei, dass afrikanischen

Sprachen in Österreich gewissermaßen die Existenz abgesprochen wird und sie aus der öffentlichen Wahrnehmung ausgeblendet werden. Problematisch ist das nicht nur in Bezug auf die Selbstwahrnehmung, sondern nicht zuletzt auch, weil sich Politik und öffentliche Einrichtungen oft an statistischen Vorgaben und Angaben orientieren.

2 Das sprechende Subjekt: Spracherleben und Darstellungen sprachlicher Repertoires im Kontext translokaler Biographien

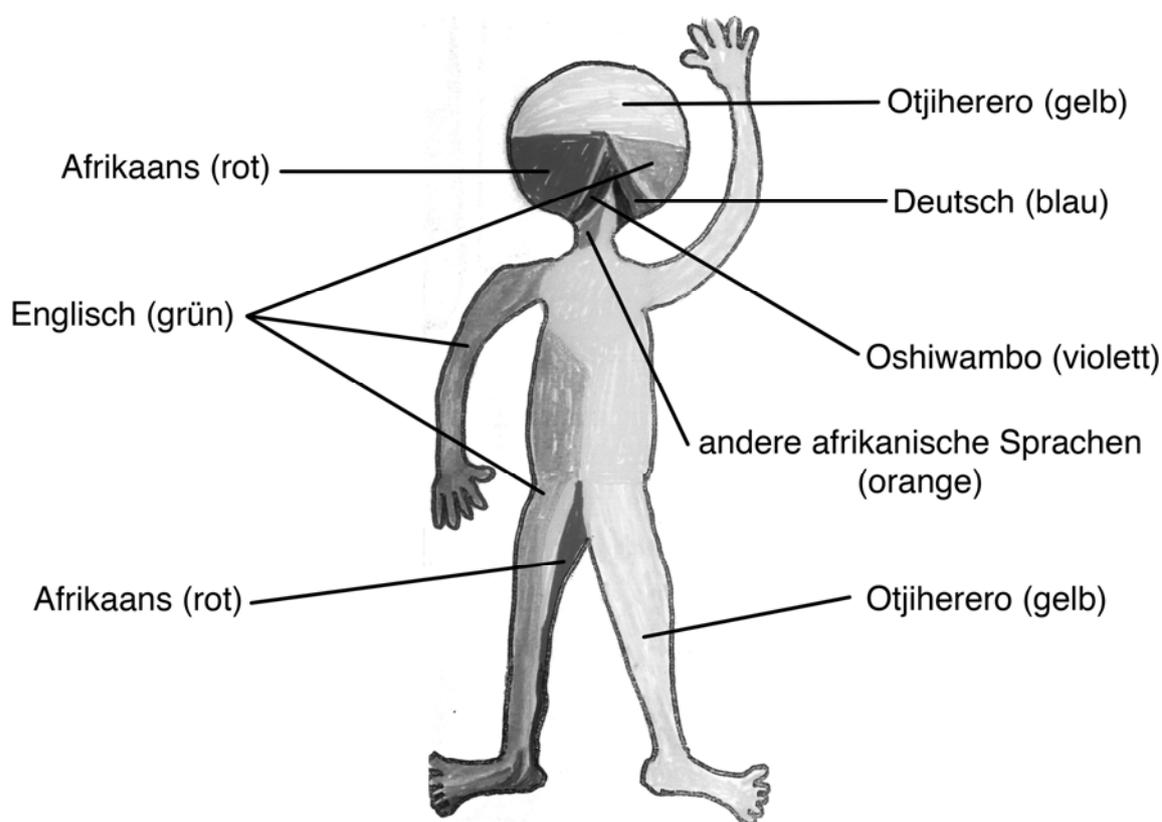


Abbildung 1: Sprachenporträt von Angelika Tjoutuku (2006)

2. 1 Sprachliches Repertoire

Der Annahme, dass es für jeden Sprecher und jede Sprecherin eine dominante Sprache gibt, der er/sie eindeutig zuordenbar ist, möchte ich beispielhaft die Darstellung des sprachlichen Repertoires einer Schulinspektorin in Namibia gegenüber stellen, die sie anlässlich eines Weiterbildungskurses in Südafrika vorgenommen hat. Angelika Tjoutuku (2006) stellt ihr Repertoire in einem Sprachenporträt¹ zunächst graphisch dar, indem sie es mit verschiedenen Farben in eine vorgegebene Körpersilhouette einzeichnet (siehe Abb. 1). Die gesamte linke Körperhälfte sowie den halben Kopfbereich nimmt das gelb gezeichnete Otjiherero ein, das sie „[...] my precious language/my gold/the language of my heart“ nennt. Otjiherero war die Sprache in Angelikas Elternhaus und auch in den ersten drei Schuljahren die Unterrichtssprache in der Dorfschule. Ab dem fünften Schuljahr wechselte die Unterrichtssprache auf Afrikaans und blieb für Angelika die Sprache ihrer Ausbildung, bis sie das LehrerInnenseminar in Windhoek abschloss, wo Otjiherero als „Affensprache“ diskriminiert wurde. Aus heutiger Sicht resümiert sie ihre Beziehung zu Afrikaans als „[...] my second best, that was imposed on me“. Obwohl Afrikaans für Angelika nach der Übersiedlung an die Sekundarschule in Windhoek sogar in der Familie für gut zehn Jahre die dominierende Sprache wurde – auch mit ihrem Sohn sprach sie nicht Otjiherero sondern Afrikaans – , räumt sie dieser in rot eingezeichneten Sprache nur ein Drittel des Gesichtsfelds und eine schmale Fläche im linken Bein ein. Einen verhältnismäßig größeren Platz weist sie dem grün dargestellten Englisch im rechten Arm, an der rechten Körperseite und im linken Gesichtsdrittel zu. „My third best, that opens many doors, my key to greener pastures“, kommentiert sie. Nach dem Soweto-Aufstand 1976 wird Englisch auch in Namibia zum Symbol des Widerstands und löst in Angelikas Familie Afrikaans als Umgangssprache ab. Erst nach der Unabhängigkeit Namibias erhält Otjiherero für Angelika im Rahmen ihres Berufs als Schulinspektorin und Schulbuchautorin wieder eine neue Bedeutung. An nächster Stelle in ihrem Sprachenporträt kommt Oshiwambo, eine Sprache, die sie, ebenso wie andere afrikanische Sprachen, in der Arbeit mit Landschulen und in der Nachbarschaft braucht, und die sie im Mundbereich sowie in den Füßen einzeichnet. Deutsch, das sie als Fremdsprache in der Schule gelernt, bei Aufenthalten in der DDR gesprochen hat und aktuell noch fallweise zur Kommunikation verwendet,

¹ Zum Einsatz von Sprachenporträts im sprachbiographischen Zugang vgl. Krumm/Jenkins (2001), Busch (2006a), Busch (in Druck).

vermerkt sie als schmale Striche in denselben Körperregionen.

Schon aus der zeichnerischen Darstellung und den knappen dazugehörigen Erläuterungen lässt sich feststellen, dass es sich hier um ein komplexes sprachliches Repertoire handelt, das sich abhängig von biographischen Momenten und gesellschaftlich-politischen Faktoren mit ihren korrespondierenden Sprachideologien konstituiert und entwickelt hat. Funktionale Differenzierungen (Familiensprache, Kommunikationssprache im Beruf oder in einem weiteren internationalen Kontext usw.) spielen ebenso eine Rolle wie emotionale Bewertungen (Sprache des Herzens, aufgezwungene Sprache usw.) und Identifikationsprozesse (Sprache der Befreiung). So hat beispielsweise die Bedeutung die Otjherero für Angelika Tjoutuku hat, mehrmals in ihrem Leben gewechselt: Zunächst im Geburtsort die wichtigste Sprache ihrer Lebensumwelt, in der Sekundarschule bedeutungslos, diffamiert und fast aufgegeben, wird sie nach der Unabhängigkeit 1990 für die Schulinspektorin neben Englisch eine wichtige Arbeitssprache, die sie emphatisch als Herzenssprache bezeichnet.

Das Konzept des Sprachrepertoires geht auf Charles Ferguson und John Gumperz (1960) zurück und markiert einen Perspektivenwechsel: nicht Einzelsprachen oder Dialekte werden als Untersuchungseinheiten verstanden, sondern Gruppen von SprecherInnen, ihre Wahl heterogener Ausdrucks- und Stilmittel und die soziale Bedeutung dieser Wahl in spezifischen Situationen (vgl. Dittmar 1997: 137). Sprachrepertoire meint die Gesamtheit der (sprachlichen/kommunikativen) Möglichkeiten, die SprecherInnen in spezifischen Situationskontexten zur Verfügung stehen. Definitionen inkludieren explizit auch registerspezifische, stilistische und dialektale Varietäten ebenso wie das Wissen, die sprachlichen Möglichkeiten kontextadäquat anzuwenden (vgl. Pütz 2004).

Kachru (1990: 59) spricht von Code-Hierarchien im Repertoire, die davon bestimmt werden, was spezifische Codes für den Verwender in Bezug auf Status, Identität, Mobilität, Fortkommen bedeuten, und davon, wie diese Bedeutungen von in der Interaktion wirksamen Sprachattitüden abhängen. Demgegenüber hält Blommaert (2008: 16) in Bezug auf das „soziolinguistische Repertoire“ fest:

“It is tied to an individual’s life and it follows the peculiar biographical trajectory of the speaker. When the speaker moves from one social space into another, his or her repertoire is affected, and the end result is something that mirrors, almost like an autobiography, the erratic lives of people.”

Das Konzept des Sprachrepertoires geht nicht von Sprachen als Entitäten aus, sondern nimmt eine sprecherInnenzentrierte Perspektive ein. Letztendlich ist es damit einem phänomenologischen Ansatz verpflichtet, der dem Erleben eine zentrale Stellung einräumt. Ausgangspunkt sind nicht voretablierte Kategorisierungen, Abstraktionen und Quantifizierungen, sondern die Lebenswelt. Diese Lebenswelt, die – übertragen auf das Spracherleben – immer eine heteroglossische ist, wird nicht als statischer Hintergrund verstanden, sondern als dynamischer Horizont, als kollektiver intersubjektiver Pool der Wahrnehmung, als gemeinsames Erfahrungsfeld und Feld transformierender Handlungen (vgl. Busch im Druck).

Das sprachliche Repertoire weist nicht nur eine kognitive Dimension auf. Mit dem Begriff des Habitus betont Pierre Bourdieu die leibliche Dimension sozialer (und sprachlicher) Praktiken. Den Habitus fasst er als in den Körper eingeschriebenes Produkt von Erfahrungen und Geschichte, als das Körper gewordene Soziale. Der (sprachliche) Habitus „[...] bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren, z. B. die typische Sprechweise einer Klasse oder Region“ (Bourdieu 2005: 57). Bourdieu fasst den Habitus als eine von den AkteurInnen einverleibte strukturierende Struktur, ein „System von Grenzen“ (vgl. ebd.: 33), das vorgibt, was wahrgenommen, gefühlt, gedacht, begehrt werden kann. Bourdieus Habitus-Konzept macht deutlich, dass sich das sprachliche Repertoire nicht in einem machtfreien Raum entwickelt. Es wird geprägt vom Erfahren von Machtbeziehungen, gesellschaftlichen Hierarchien und Sprachideologien, von Diskursen über Sprache(n) und Sprachgebrauch, die sich in pragmatischen Regeln niederschlagen. Bourdieu zufolge wird der Habitus nicht nur geprägt durch die vertikale Schichtung des sozialen Raums in Klassen, sondern auch durch seine horizontale Gliederung in unterschiedliche Felder, die durch die Gemeinsamkeit spezifischer Praktiken (z.B. ökonomische, wissenschaftliche, religiöse Praktiken) gebildet werden und in denen um Positionen symbolischer Macht gekämpft wird. Soziokulturelle Praktiken werden im Habitus inkorporiert oder verinnerlicht, im sozialen Feld objektiviert oder externalisiert, beide stehen zueinander in einer wechselseitigen, prozesshaften Beziehung.

Analog dazu hat das den AkteurInnen eigene sprachliche Repertoire sein Pendant in räumlichen Sprachregimen. Florian Coulmas (2005: 12) gibt dafür folgende Definition: „A language regime can be described as a set of constraints on individual language choices.“ Zu diesen Einschränkungen zählt er Kommunikationsgewohnheiten, rechtliche Regulationen und Sprachideologien. Blommaert, Collins und Slembrouck (2005: 211f.) heben hervor, dass sich lokale Sprachregime herausbilden können, die signifikant von sprachpolitischen Orientierungen auf nationaler Ebene abweichen:

„Some of these regimes are elaborations of longestablished ‘old’ regimes, which have been challenged by conditions of ethnolinguistic diversity. [...] Other regimes have surfaced locally as a direct result of contact [...]. They often originate exclusively in practice, in the sense that they are quite removed from state-supported institutions with an official language policy. [...] We insist on using the term ‘regime’ in order to emphasize not only a condition, a normative, taken-for-granted dimension which regiments situated understandings of language, but also the importance of inequality of resources and power. Regimes involve the production of subjectivities and may be transitory.“

Solche lokalen Sprachregime unterliegen einem Prozess ständiger Aushandlung, da sie im Sinne von Foucaults Heterotopie-Begriff (vgl. Foucault 1984) eine heterogene Pluralität von Diskursen in sich vereinen, die normalerweise voneinander getrennt und inkompatibel sind. Die (partielle) Aneignung sozialer Räume seitens neuer Gruppen von AkteurInnen erfolgt gerade durch eine sukzessive Transformation der sozialen und sprachlichen Praktiken, die ihnen eigen sind (vgl. Busch 2009).

Das individuelle Sprachrepertoire entwickelt sich in der (gleichzeitigen oder sequentiellen) Partizipation an verschiedenen sozialen Räumen oder Netzen, in denen unterschiedlich geartete Sprachregime Gültigkeit haben. Dazu zählen zunehmend auch virtuelle Räume, in denen eine translokale Kommunikation über große Entfernungen stattfindet. Das sprachliche Repertoire unterliegt ständigem Wandel, sei es aufgrund von Veränderungen der persönlichen Lebenszusammenhänge z.B. durch Mobilität, sei es aufgrund politischer Veränderungen wie etwa im Zusammenhang mit dem Fall des Eisernen Vorhangs. Es ist aus meiner Sicht daher auch weniger statisch, weniger auf einen vorgegeben (nationalstaatlichen) Rahmen bezogen und weniger determinierend als es Bourdieus Habituskonzept suggeriert. Mit Michail Bachtin betrachte ich jede sprachliche Äußerung als dialogisch, als im Hinblick auf ein reelles (oder gedachtes) Gegenüber getätigt. Der Text ist von intertextuellen Bezügen geprägt und etabliert unsere Kontinuität mit uns selbst und mit anderen. Insofern ist das Repertoire also nicht aus einzelnen Sprachen zusammengesetzt, derer man sich

in der Interaktion wie aus einer Werkzeugkiste bedient, sondern es ist heteroglossisch, d.h. es rekurriert auf ein breites Spektrum von Stimmen, Diskursen und Codes, die zusammen mit den leiblich-emotionalen Erfahrungen, mit denen sie verknüpft sind, den Möglichkeitsraum sprachlichen Ausdrucks bilden. Aufgrund der Bedingungen, unter denen es sich gebildet und entwickelt hat, ist das Repertoire mit emotionalem Spracherleben verbunden (z.B. Geborgenheit, Horizonterweiterung, Diskriminierung, Trauma) und es unterliegt einer ständigen Neubewertung im Zusammenspiel von Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung. Sprachliche Dispositionen weisen in zwei Richtungen: nach rückwärts auf den Prozess ihrer Aneignung und Entwicklung und nach vorne auf Vorstellungen, Wünsche und Imaginationen, deren Bedeutung besonders im Zusammenhang mit Sprachlernen Claire Kramsch (2009: 14 f.) hervorhebt. Kramsch beruft sich dabei auf Julia Kristeva, die den Wunsch nach Identifikation mit dem (idealisierten) Anderen als „Begehren in der Sprache“ (vgl. Kristeva 1980) fasst. Dieses Begehren ist, so Kramsch (2009: 16), untrennbar mit subjektiver Wahrnehmung bestimmter symbolischer (sprachlicher) Formen und damit verbundener Entwürfe von Subjektpositionen verknüpft – beispielsweise mit der Art, wie ein Klang empfunden und interpretiert wird. Der Wunsch nach Identifikation mit einem Anderen, der immer auch ein Sich-Abgrenzen von als einengend empfundenen Umständen beinhaltet, kann verstanden werden als Motivation zum bewussten Arbeiten am eigenen Repertoire.

Am Beispiel eines Flüchtlings aus Ruanda, der in Großbritannien um Asyl angesucht hatte und aufgrund einer angeblichen Inkongruenz seiner biographischen Angaben und seines Sprachrepertoires 2004 nach Uganda ausgewiesen wurde, rekonstruiert Jan Blommaert (2008) im Detail, wie es dazu kommt, dass das im Verlauf des Asylverfahrens erhobene sprachliche Repertoire eines Flüchtlings oft nicht jenen vorgefassten Erwartungen entspricht, die sich an einer traditionellen soziolinguistischen Betrachtung der Herkunftsregion orientieren. Aufgrund komplexer Zugehörigkeiten und lebensgeschichtlicher Brüche kommt es zur Konstruktion neuer soziolinguistischer Profile, die sich nicht mit traditionellen Vorstellungen von Nationen decken, sondern die Realität von interethnischen Konflikten, Failed States und Transmigrationsgeschichten widerspiegeln. Das sprachliche Repertoire, führt Blommaert aus, verweist nicht nur auf Raum, sondern auch auf Zeit, primär nicht auf Herkunft, sondern auf Geschichten von Menschen und Orten.

„In the context of asylum application procedures, the imagination of language, notably, is dominated by frames that refer to static and timeless national orders of things. So while asylum seekers belong to a truly global scale-level of events and processes, the treatment of their applications is brought down to a rigidly national scale: a very modernist response to postmodern realities.“ (Blommaert 2008: 3).

2. 2 Repertoire und Darstellungskontext

Auch der Kontext, in dem ein sprachliches Repertoire dargestellt wird, beeinflusst die Art seiner Darstellung. Angelikas einleitend zu Teil 2 zitierte Erklärung ihres sprachlichen Repertoires war ein Beitrag zu einem Seminar in Südafrika. Im Gegensatz zu diesem afrikanischen Darstellungskontext stammt die nun folgende Darstellung des sprachlichen Repertoires von Lennix aus einem in Wien im Rahmen eines Weiterbildungskurses durchgeführten Workshop. Lennix zeichnet ein Sprachporträt, in dem er alle Sprachen im Kopf ansiedelt. Er erklärt in der Gruppe, dass er Englisch, Deutsch, Italienisch und ein wenig Spanisch und Französisch spricht sowie drei afrikanische Sprachen. Englisch, sagt er, weil er ein paar Jahre in London in der Schule war, Italienisch, weil er dort eine Zeit gelebt hat, Deutsch, weil er nun seit mehr als zehn Jahren in Österreich lebt und Französisch, weil er es hier in Wien als Verkehrssprache mit anderen AfrikanerInnen braucht. Auf meine Frage, ob er nicht die drei afrikanischen Sprachen benennen möchte, erklärt er zunächst, dass das nicht wichtig sei, weil sie hier in Wien ohnehin niemand kenne, weil sie hier keine Bedeutung hätten. Außerdem lerne man die afrikanischen Sprachen „[...] einfach so und nicht in der Schule“. Schließlich erklärt er dann doch auch seine afrikanischen Sprachen: Yoruba und Englisch waren die beiden Sprachen seines Elternhauses, Hausa benötigte er für die Kommunikation in der weiteren Familie. Nach der Übersiedlung der Familie nach London und während des Studiums in England lernte er Igbo dazu, weil es im Freundeskreis die dominante Sprache war. Heute spricht er mit seinen Kindern Englisch, Deutsch und Yoruba; Igbo im Freundeskreis. Yoruba und Igbo benützt er täglich, Hausa etwas weniger. Die afrikanischen Sprachen spielen eine große Rolle für ihn, er benützt sie täglich, er empfindet sie aber als etwas rein Privates.

Lennix nimmt in der Darstellung seines Sprachrepertoires eine Anpassung an den Darstellungskontext vor. Das geringe Wissen um die afrikanischen Sprachen in Österreich und die geringe Wertigkeit, die afrikanischen Sprachen auf dem Sprachmarkt in Österreich haben, veranlassen ihn in der Beschreibung eine Kategorie 'afrikanische Sprachen' einzuführen, obwohl Yoruba, Hausa und Igbo

für ihn sehr unterschiedliche Funktionen erfüllen. Er führt keine korrespondierende Kategorie 'europäische Sprachen' ein und führt selbst eine Sprache wie Spanisch an, von der er sagt, dass er sie in der englischen Schule als Fremdsprache erlernte und kaum mehr etwas davon weiß. Lennix' Beispiel legt nahe, dass mit dem Ortswechsel zuerst nach London, dann nach Österreich nicht nur eine Veränderung seines Repertoires stattgefunden hat, sondern dass auch der translokale Darstellungskontext eine große Rolle spielt, also die Frage, wie viel Wissen um den Kontext des Erwerbs von spezifischen Repertoireteilen man beim Gegenüber voraussetzen kann.

Ein ähnliches Phänomen lässt sich bei den SchülerInneneinschreibungen beobachten. In Graz haben Eltern mit afrikanischem Hintergrund laut Schüler-Einschreibebogen unter anderem folgende Sprachen als Erstsprachen ihrer Kinder angegeben: Akan, Aschanti, Bangala, Ngala, Bini, Edo, Ewe, Fanti, Ga, Ghanesisch, Ibibio, Igbo, Kinyarwanda, Lingala, Mandingo, Nigerianisch, Twi, Yoruba. Aus dieser Aufstellung wird offensichtlich, dass nicht nur Lingonyme und Eigenbezeichnungen verwendet werden, sondern auch 'erfundene' Toponyme wie Ghanesisch oder Nigerianisch und Ethnonyme werden als Benennungen gebraucht. Verschiedene Fragen können dabei eine Rolle spielen: Welches Wissen kann ich bei meinem Gegenüber voraussetzen? Wie wird meine Antwort interpretiert? Wie kann ich die Zuschreibung zu einer bestimmten ethnischen Gruppe vermeiden?

Die Problematik der Benennung von Sprachen durch deren SprecherInnen wird auch am Beispiel des ehemaligen Jugoslawien deutlich. Als mit dem Zerfall des ehemaligen Jugoslawien neue Nationalsprachen anstelle des vordem als gemeinsame Sprache fungierenden Serbokroatisch-Kroatoserbisch traten, sahen sich auch in der Diaspora lebende Personen aus diesem geografischen Raum gezwungen, sich in der Darstellung ihres sprachlichen Repertoires gegenüber den neuen ethnopolitischen Grenzziehungen zu positionieren. TeilnehmerInnen eines Workshops, das ich 2006 mit muttersprachlichen LehrerInnen an österreichischen Schulen durchführte, wählten dafür unterschiedliche Lösungen: Eine bezeichnete ihre Sprache als Bosnisch/Kroatisch/Serbisch, das sie weiterhin als ein und dieselbe Sprache empfand. Eine andere unterschied, den politischen Gegebenheiten Rechnung tragend, zwischen ihrer kroatischen Muttersprache und den ihr ebenfalls geläufigen Sprachen Bosnisch und Serbisch. Ein Dritter wählte eine Lösung, welche die nationale Kategorisierung unterläuft, indem er eine Unterscheidung zwischen dem kroatischen Standard, dem dalmatinischen Regiolekt und dem, was er als typische Sprechweise seiner Stadt bezeichnet, traf.

Ob und wie jemand eine Sprache oder einen Code benennt, über die er oder sie verfügt, ist also von einer Vielzahl von Faktoren abhängig. Eigene emotionale Bewertungen spielen dabei ebenso eine Rolle wie die Stellung einer Sprache auf dem Sprachmarkt, politische Diskurse, Sprachideologien und der Kontext, in dem die Darstellung erfolgt. Volkszählung, Schuleinschreibung, Stellenbewerbung, Arzt-Patienten-Gespräch, Workshop im Rahmen einer Aus- oder Weiterbildung, Gespräch im Freundeskreis, Gerichtsverfahren, Asylverfahren, um nur einige solcher Kontexte zu nennen, geben jeweils eine unterschiedliche Rahmung vor. Eine solche Rahmung übt, wie Goffman (1974) gezeigt hat, einen wesentlichen Einfluss auf die Art aus, sich in der Interaktion mit anderen darzustellen. Dabei ist die Vorwegnahme der Reaktionsweise des Gegenübers auf die eigene Darstellung zum überwiegenden Teil kein intentionaler Prozess, sondern läuft unbewusst ab. Bei Schuleinschreibungen zum Beispiel kommt es häufig vor, dass Eltern Erstsprachen des Kindes nicht angeben – und damit, wissentlich oder nicht, auch auf die Möglichkeit, das Kind zum muttersprachlichen Zusatzunterricht oder zum Deutschförderkurs anzumelden, verzichten. Bei Angehörigen von Minderheiten, die im Herkunftsland oder in Österreich Diskriminierungen ausgesetzt sind, kann dabei auch die Furcht, dem Kind zu schaden, eine Rolle spielen (vgl. Busch 2006b).

Stress-Situationen, die beispielsweise im Polizeiverhör, im Asylverfahren oder vor Gericht einen Bestandteil des institutionellen Settings bilden, führen dazu, dass mögliche Reaktionen des Gegenübers in besonders hohem Maß in Rechnung gestellt werden. Sie verstärken damit jene inkorporierten Mechanismen der Zensur und Selbstzensur, die – Judith Butler (2006) zufolge – den einzelnen Menschen erst als Subjekt konstituieren und sein Sprechen, insbesondere das Sprechen über sich selbst, prägen. In ihrer Dissertation zur Kommunikationssituation im Asylverfahren hebt Verena Plutzer (2009) neben der durch die institutionelle Rahmung vorgegebenen Asymmetrie und einseitigen Kontrolle der Gesprächssituation ein weiteres Moment hervor, das sich notwendigerweise auch auf die Darstellung des eigenen Sprachrepertoires auswirkt. Gestützt auf Arbeiten von Hinnenkamp, Blommaert und Maryns führt sie aus, dass in translokalen Kommunikationssituationen – und um eine solche handelt es sich im Asylverfahren – die Kommunikation nicht nur vom Kontext geprägt wird, in dem sie stattfindet, sondern wesentlich auch von den Prätexten (in Form von Haltungen, Stereotypen, kulturellen Schemata usw.), die die Beteiligten aus ihren jeweiligen Räumen in die Kommunikation 'mitbringen'.

AsylwerberInnen sind in dem Raum, in dem sie angehalten sind, ihre Fluchtgeschichte zu erzählen, 'displaced', am 'falschen' Ort. Ihre Erfahrungen können nicht ohne weiteres bedeutungsvoll entschlüsselt werden. Schon die Angst, nicht verstanden oder fehlinterpretiert zu werden, erschwert und behindert die Kommunikation, gerade wenn es um so komplexe Zusammenhänge geht wie das sprachliche Repertoire mit seinen emotionalen und politischen Implikationen.

2.3 Realisierung des Repertoires in der Interaktion

Wie die Darstellung des sprachlichen Repertoires ist auch seine Realisierung in einer konkreten Interaktionssituation von vielen Faktoren abhängig. Keineswegs fällt es Sprechenden generell am leichtesten, in jeder Situation in ihren Erstsprachen zu sprechen. Nicht alles ist in allen Sprachen oder Codes, über die man verfügt, gleich gut sagbar oder überhaupt sagbar. Da das Repertoire situationsspezifisch in unterschiedlichen Praxiszusammenhängen und verschiedenen Phasen der Sozialisation angeeignet und entwickelt wurde, sind bestimmte Themengebiete SprecherInnen in anderen Sprachen oft geläufiger als in Erstsprachen, in denen das spezifische Vokabular fehlt. Sprachwechsel oder Code-Switching erfolgt, wie Lorenza Mondada (2007) gesprächsanalytisch aufzeigt, nicht nur, um sich einer veränderten Gesprächssituation anzupassen (Wechsel der GesprächsteilnehmerInnen, 'Reframing', Themenwechsel, Aktivitätswechsel usw.), sondern fungiert auch als Ressource, auf die SprecherInnen, meist ohne dass es ihnen bewusst wird, zurückgreifen, um Kommunikationseffekte zu erzielen, und sich gegenüber anderen durch Signalisieren von Zugehörigkeit oder Differenz zu positionieren.

Neben dem häufig beobachteten Phänomen, dass Erstsprachen gegenüber später erworbenen und im Alltag dominierenden zumindest zeitweilig in den Hintergrund gedrängt werden und nicht mehr vollumfänglich zur Verfügung stehen, werden in der sprachwissenschaftlichen, der psychoanalytischen und der autobiographischen Literatur immer wieder Fälle angeführt, in denen eine Erstsprache, aus Gründen, auf die noch einzugehen ist, 'gemieden' wird. Eine systematische wissenschaftliche Untersuchung solcher Phänomene, die nur transdisziplinär erfolgen könnte, steht noch aus. Es sollen daher hier nur exemplarisch einige Fälle angeführt werden, in denen die Meidung von Erstsprachen beobachtet wurde.

In den Jahren 1939 bis 1949 publizierte der Sprachwissenschaftler Werner F. Leopold seine Tagebuchaufzeichnungen über die Sprachentwicklung und das bilinguale Aufwachsen seiner 1930 geborenen Tochter Hildegard, mit der er deutsch, die Mutter englisch sprach. In den USA, wo die Familie lebte, machte Hildegard generell größere Fortschritte in Englisch. Anders, als sie 1935 mit ihren Eltern ein halbes Jahr in Deutschland verbrachte. Hier gewann Deutsch bald die Oberhand, und nach ein paar Monaten protestierte sie gegen das Englisch der Mutter und behauptete, es nicht zu verstehen (vgl. Leopold 1949: 110). Fälle, in denen multilingual aufwachsende Kinder eine Sprache vorübergehend oder auf Dauer verweigern, werden häufig beschrieben. Eine sehr anschauliche Darstellung findet sich in der Autobiografie von Ariel Dorfman (2008), der sich zurückerinnert, wie er sich als in New York aufwachsendes Kind bemühte, sich gegenüber dem Spanisch der Eltern zu verschließen, indem er vorgab, es nicht zu verstehen. Nach der Flucht aus Argentinien empfand das Kind Spanisch als Bedrohung, erneut aus einem gesicherten Lebenszusammenhang herausgerissen zu werden. In (auto)biographischen Berichten ist auch immer wieder davon zu lesen, wie Menschen als Kinder oder Jugendliche eine Erstsprache über Jahre gemieden haben, um sich in einer anderssprachigen Umgebung nicht als Angehörige einer bestimmten Gruppe zu verraten. Georges-Arthur Goldschmidt, der als jüdisches Kind aus Deutschland im besetzten Frankreich überlebte, hat sich in mehreren seiner Werke mit der komplexen Beziehung zwischen seinen beiden wichtigsten Sprachen, dem Französischen und dem erst spät wieder gefundenen Deutsch, auseinandergesetzt (vgl. Hein-Khatib 2007, Goldschmidt 2008). Eine quantitativ und qualitativ angelegte Untersuchung, die auf autobiographischen Interviews mit 35 aus Deutschland emigrierten Personen jüdischer Herkunft beruht, legt nahe, dass ein direkter Zusammenhang zwischen der Aufgabe bzw. dem Verlust der deutschen Sprache und dem Grad der unmittelbar erlebten, persönlichen Verfolgung besteht (vgl. Schmid 2004). Die Gruppe jener Personen, die erst 1938 oder danach aus dem Deutschen Reich emigrierten, also in einer Situation, die als lebensbedrohend erlebt wurde, zeigte die größte Bereitschaft, die deutsche Sprache gänzlich aufzugeben.

Auch in anderen Kontexten steht eine Erstsprache nicht immer zur Verfügung, auch und gerade dann, wenn über Ängste, Scham oder Schuld gesprochen wird, über Erleben also, das dem oder der Sprechenden emotional besonders nahe geht. Bekannt ist der Fall der Anna O., über den Joseph Breuer in den zusammen mit Sigmund Freud publizierten Studien über Hysterie (1895) berichtet. Über

Monate konnte die Patientin ihre Erstsprache Deutsch nicht mehr sprechen und zeitweilig auch nicht verstehen. Sie griff, meist ohne dass es ihr bewusst war, auf das später erlernte Englisch, manchmal auch auf Französisch und Italienisch zurück. Julia Kristeva (1990: 41) verdeutlicht, wie das Ausweichen in eine andere Sprache als Befreiung erlebt werden kann. Der Fremde bediene sich einer neuen Sprache mit „unerhörter Leichtigkeit“ und einer Kühnheit intellektueller und obszöner Art, denn dieses Sprechen ist „getrennt von seinem Körper und seinen Leidenschaften, die Geiseln der Muttersprache geblieben sind. [...] Sein Sprechen stört ihn nicht, da es über seine Triebimpulse Schweigen wahr.“ Pavlenko (2005), Hein-Khatib (2007) und Amati Mehler, Argentieri und Canestri (2010) verweisen auf zahlreiche dokumentierte Fälle, in denen eine therapeutische Interaktion erst in einer anderen als der Erstsprache gelingen konnte. Besonders TraumapatientInnen greifen, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet, nicht selten auf eine andere als die Erstsprache zurück, wenn es darum geht, die wieder und wieder als *speechless terror* (sprachloses Entsetzen) durchlebten Bilder in Worte zu fassen. Umgekehrt kann die Verwendung der Erstsprache, mit der das Trauma verknüpft wird, dramatische Symptome hervorrufen, besonders wenn die Erstsprache über längere Zeit nicht verwendet wurde (vgl. Amati Mehler/ Argentieri/ Canestri 2010). Einen weiteren Beleg für die komplexe Verknüpfung von Erstsprache und Emotion liefert das Buch *Le Schizo et les langues* von Louis Wolfson (1970), der sich selbst als *l'étudiant de langues schizo-phréniques, l'étudiant malade mentalement, l'étudiant d'idiomes dément* bezeichnete. Nicht nur schrieb Wolfson, um sich vor der englischen Muttersprache zu schützen, auf Französisch, sondern er entwickelte auch eine auf spielerischen Assoziationen im Laut- oder Schriftbild basierende idiosynkratische Sprache mit eigener Syntax und Orthographie, die alle Sprachen, die er sich angeeignet hatte, in sich vereinigte.

Schlussfolgerungen

Wenn wir zur Ausgangsfrage zurückkehren, also zur Frage, welche Sprache jemandem eigen ist, so zeigt sich, dass eine eindeutige Antwort selten möglich ist. Allein schon die Fragestellung ist mit Vorannahmen befrachtet und setzt eine Reduktion von Komplexität voraus. Benennungen und Kategorisierungen von Varietäten als Sprachen entspringen bestimmten soziohistorischen Kontexten, in denen spezifische Machtbeziehungen und Sprachideologien zum Tragen kommen und sind daher politisch bedingten Veränderungen unterworfen. Das

Bestreben nach eindeutigen Zuordnungen entspricht einem nationalstaatlichen Denken, das auf eine monolingual orientierte Gleichsetzung von Volk, Sprache und Staat zielt, und einem statischen Verständnis von Sprache als etwas, das man besitzt oder das einen besitzt und identifiziert (vgl. Derrida 1996). Benennungen und Kategorisierungen, die in einem bestimmten Kontext als 'gegeben' und 'normal' betrachtet werden, können in einem anderen als 'deplaziert' und nicht nachvollziehbar erscheinen. Das Bewusstsein von der Kontextgebundenheit von Benennungen und Kategorien öffnet die Möglichkeit, ihre Konstruiertheit zu hinterfragen, die eigene Position als eine von vielen wahrzunehmen, ein Verständnis dafür zu entwickeln, dass an einer Kommunikation Beteiligte andere Positionen verinnerlicht haben können und so die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass Kategorien nicht reifiziert, sondern verflüssigt werden.

Aus der SprecherInnen-Perspektive ist das sprachliche Repertoire, nach dem gefragt wird, sowohl aus lebensgeschichtlichen als auch aus politisch-gesellschaftlichen Gründen Veränderungen unterworfen. Welcher Sprache oder Varietät dabei eine zentrale Stellung eingeräumt wird, ist nicht nur vom Zeitpunkt, sondern auch vom Ort und von der Situation abhängig, in der eine Kommunikation über sprachliche Praktiken stattfindet. Da Sprache nicht ein neutrales Werkzeug ist, dessen man sich für die Verständigung bedient, sondern eng mit Ideologien und mit emotionalem und körperlichem Erleben verbunden ist, kann es vorkommen, dass jemandem auch eine Sprache, die ihm nahe ist, nicht zur Verfügung steht. Das gilt insbesondere, wenn es um Themen geht, die emotional, z. B. infolge eines Traumas, stark befrachtet sind, und in Situationen, in denen Stressgefühle aufkommen können. Die Frage nach ihrer Sprache kann demnach von ein und derselben Person unterschiedlich verstanden und unterschiedlich beantwortet werden.

Abstract

The first part of this contribution focuses on how categories of linguistic affiliation are defined and named for statistical purposes and how these categories are linked to language ideologies and hierarchies driven by a monolingual habitus. Taking the example of African languages in the Austrian census, the author elaborates on how these languages are, by a system of categorization and counting, reduced to an almost negligible size. In the second part of the paper the speakers' perspective is brought to the fore: As a

counterpoint to the static equation that links origin to language as a marker of national/ethnic identity, the situatedness of the personal linguistic repertoire, which develops along the life course through participation in different local language regimes, is explored.

Bibliografie

- Amati Mehler, Jacqueline/ Argentieri, Simona/ Canestri, Jorge. 2010. Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Appadurai, Arjun. 2009. Die Geographie des Zorns. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Arel, Dominique. 2002. Language categories in censuses: backward- or forward-looking? In: Kertzer, David/ Arel, Dominique (eds.). *Census and identity. The politics of race, ethnicity, and languages in national censuses*. Cambridge: Cambridge University Press, 92-121.
- Blommaert, Jan. 2008. Language, asylum, and the national order. In: *Working Papers in Urban Language & Literacies* 50. In: <http://www.kcl.ac.uk/content/1/c6/04/20/06/50.pdf> (10.11.2008).
- Blommaert, Jan. 2006. Language Ideology. In: Brown, Keith (ed.). *Encyclopedia of Language & Linguistics*. Oxford: Elsevier, 510-523.
- Blommaert, Jan/ Collins, James/ Slembrouck, Stef. 2005. Polycentricity and interactional regimes in 'global neighborhoods'. In: *Ethnography* 6, 2, 205-235.
- Bourdieu, Pierre. 2005. Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA Verlag.
- Bourdieu, Pierre. 1990. Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
- Breuer, Josef. 1895. Beobachtung I. Frl. Anna O ... In: Breuer, Josef/ Freud, Sigmund (Hg.). *Studien über Hysterie*. Leipzig/ Wien: Deuticke, 15-36.
- Busch, Brigitta. im Druck. Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. In: LiLi, Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik.
- Busch, Brigitta. 2010. School language profiles: valorizing linguistic resources in heteroglossic situations in South Africa. In: *Language and Education* 24, 283-294.
- Busch, Brigitta. 2009. Local actors in promoting multilingualism. In: Hogan-Brun, Gabrielle/ Mar-Molinero, Clare/ Stevenson, Patrick (eds.). *Discourses on Language and Integration. Critical perspectives on language testing regimes in Europe*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 129-152.
- Busch, Brigitta. 2006a. Language biographies for multilingual learning: linguistic and educational considerations. In: Busch, Brigitta/ Jardine, Aziza/ Tjoutuku, Angelika (eds.). *Language Biographies for multilingual learning*. Cape Town: PRAESA Occasional Papers 24, 5-17.
- Busch, Brigitta. 2006b. Bosnisch, Kroatisch, Serbokroatisch, Jugoslawisch, Romani oder Vlachisch? Heteroglossie und 'muttersprachlicher' Unterricht in Österreich. In: Chichon, Peter (Hg.). *Gelebte Mehrsprachigkeit*. Wien: Praesens Verlag, 12-28.

- Butler, Judith. 2006. Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Coulmas, Florian. 2005. Changing language regimes in globalizing environments. In: *International Journal of the Sociology of Language* 175-76, 3-15.
- Dittmar, Norbert. 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Derrida, Jacques. 1996. *Le monolinguisme de l'autre*. Paris: Éditions Gallilée.
- Dorfman, Ariel. 2008. Kurs nach Süden, Blick nach Norden. In: Busch, Brigitta/ Busch, Thomas (Hg.). *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt: Drava, 91-97.
- Ferguson, Charles/ Gumperz, John (eds.). 1960. Linguistic diversity in South Asia: Studies in regional, social and functional variation. In: *International Journal of American Linguistics* 26, 3.
- Goffman, Erving. 1974. *Frame analysis: An essay on the organization of experience*. London: Harper and Row.
- Goldschmidt, Georges-Arthur. 2008. Der Stoff des Schreibens. In: Busch, Brigitta/ Busch, Thomas (Hg.). *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt: Drava, 98-103.
- Kachru, Braj B. 1990. *The alchemy of English: the spread, functions, and models of non-native Englishes*. Chicago: University of Illinois Press.
- Kramsch, Claire. 2009. *The multilingual subject*. Oxford: Oxford University Press.
- Kristeva, Julia. 1990. *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Kristeva, Julia. 1980. *Desire in Language. A Semiotic Approach to Literature and Art*. New York: Columbia University Press.
- Krumm, Hans-Jürgen/ Jenkins, Eva-Maria. 2001. *Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit: Sprachenportraits gesammelt und kommentiert von Hans-Jürgen Krumm*. Wien: Eviva.
- Leopold, Werner F. 1949. *Speech development of a bilingual child. A linguist's record. Volume IV. Diary from age 2*. Evanston: Northwestern University Press.
- Mondada, Lorenza. 2007. Le code-switching comme ressource pour l'organisation de la parole-en-interaction. In: *Journal of language contact. Thema* 1, 168-197.
- Münz, Rainer/ Zuser, Peter/ Kytir, Josef. 2003. Grenzüberschreitende Wanderungen und ausländische Wohnbevölkerung: Struktur und Entwicklung. In: Fassmann, Heinz/ Stacher, Irene (Hg.). *Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht*. Klagenfurt: Drava, 20-61.
- Pavlenko, Aneta. 2005. *Emotions and Multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Plutzer, Verena. 2009. *Zwischen „Angst“ und „Zeit“: Zur Kommunikationssituation und Informationsweitergabe im Asylverfahren. Eine empirische Studie in der Erstaufnahmestelle Ost des Bundesasylamts*. Dissertation an der Universität Wien.
- Pütz, Martin. 2004. Sprachrepertoire / Linguistic Repertoire. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg./eds.). *An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin/ New York: de Gruyter, 226-232
- Schmid, Monika. 2004. Identity and first language attrition: A historical approach. *Estudios de Sociolingüística* 5, 41-58.

- Statistik Austria. 2007a. Bevölkerung 2001 nach Geburtsland, Staatsangehörigkeit und Geschlecht. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen_registerzaehlungen/bevoelkerung_nach_demographischen_merkmalen/022891.html (06.11.2010).
- Statistik Austria. 2007b. Bevölkerung 2001 nach Umgangssprache, Staatsangehörigkeit und Geburtsland. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen_registerzaehlungen/bevoelkerung_nach_demographischen_merkmalen/022896.html (06.11.2010).
- Statistik Austria. 2007c. Volkszählung 2001: Benutzerhandbuch. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen/index.html (29.01.2010).
- Statistik Austria. o. J. Standard-Dokumentation: Metainformationen (Definitionen, Erläuterungen, Methoden, Qualität) zur Volkszählung 2001. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/volkszaehlungen/dokumentationen.html (26.01.2010).
- Tjoutuku, Angelika. 2006. Treating the colonial language fever. A Namibian language biography. In: Busch, Brigitta/ Jardine, Aziza/ Tjoutuku, Angelika (eds.). Language Biographies for multilingual learning. In: PRAESA Occasional Papers 24, 71-99.
- United Nations Economic Commission for Europe. 2006. Conference of European Statisticians recommendations for the 2010 Census of Population and Housing prepared in cooperation with the Statistical Office of the European Communities (EUROSTAT).
- Uvin, Peter. 2002. On counting, categorizing, and violence in Burundi and Rwanda. In: Kertzer, David/ Arel, Dominique (eds.). Census and identity. The politics of race, ethnicity, and languages in national censuses. Cambridge: Cambridge University Press, 148-176.
- Wolfson, Louis. 1970. *Le Schizo et les langues*. Paris: Gallimard.